

FRED
BREINERSDORFER

1

BERLIN

CLASSIFIED

SEILVERWANDTSCHAFTEN

IMPRESSUM

BERLIN.classified - Seilverwandtschaften
Fred Breinersdorfer
published by: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de
Copyright: © 2013 Fred Breinersdorfer

ISBN 978-3-8442-7683-1

FREDBREINERSDORFER



Fred Breinersdorfer ist Autor und Rechtsanwalt. Seine künstlerische Arbeit beschränkt sich nicht auf eine Gattung, sondern er nutzt die Vielfalt und inhaltlichen wie ästhetischen Herausforderungen der Medien. Er schreibt für Fernsehen, Kino, gelegentlich auch fürs Theater und er verfasst Kriminalromane, Shortstories, Hörspiele und Comics.

ERSTES BUCH

Vieles ist wie es scheint -
auch wenn nicht alles in diesem Roman
auf historischen Tatsachen beruht.

BERLIN, AM 7.2.2013, EINEM DONNERSTAG

An diesem Tag erhält ein Angestellter des TÜV in Hohenschönhausen einen enttäuschenden Anruf der Kubanischen Botschaft, eine CD mit einer alten Filmaufnahme betreffend. Am Abend werden die 63. Berliner Filmfestspiele feierlich eröffnet. Ein 38-jähriger Staatsanwalt übergibt in der S-Bahn am Savignyplatz heimlich einen Betrag von 3.500 Euro seiner Noch-Ehefrau, die sein Leben aus der Bahn geworfen hatte. Ajatollah Chamenei lehnt es im Atomkonflikt ab, mit den Vereinigten Staaten zu verhandeln. In Varadero auf Kuba landet ein Urlauberjet und ein älterer Mann aus Berlin schmuggelt einen großen Dollarbetrag am Zoll vorbei ins Land. Ein Obergerichtsvollzieher beschließt eine Sonderschicht am Wochenende. Nach der Ermordung des linken Oppositionspolitikers Chokri Belaïd verschärft sich die Staatskrise in Tunesien. In einer IT-Firma in der Nähe des Checkpoint Charlie wird ein Mann mit dem Decknamen „Libelle“ auf den TÜV-Angestellten angesetzt. Und eine junge Dokumentarfilmerin namens Kimh Bartholdy lümmelt in einem Plattenbau in Mitte bequem in ihrem einzigen Sessel, die Beine über der Lehne, und feilt ihre Fingernägel.

FRED BREINERSDORFER
BERLIN
CLASSIFIED
SEILVERWANDTSCHAFTEN

DONNERSTAG, 7.2.2013

Sie erledigte die Handpflege nebenher, denn ihr Blick war derartig auf den Bildschirm des Laptops auf ihrem Schoß fixiert, als würde auf dem Rechner etwas völlig Neues, Unbekanntes laufen. Aber Kimh hatte den Film schon unzählige Male gesehen, in ihrer Fantasie, durch die Linsen der Kamera, im Rohschnitt, in der Vertonung, in der Mischung und unzähligen kritischen Durchsichten. Ihre Zunge spielte mit ihrer Oberlippe und den Zähnen, nicht aus Spannung, sondern aus Interesse, ob sie nicht doch noch irgendeine Kleinigkeit ändern, verbessern oder ausmerzen musste. Nur für wen? Das breite Publikum jedenfalls würde diesen Film nicht zu Gesicht bekommen.

Es klingelte. Kimh fuhr aus ihrer Konzentration hoch. Sie drückte auf *Pause*, schwang ihre Beine von der Sessellehne und stellte ihr Laptop zur Seite. Sie gönnte ihren knallroten Nägeln einen kurzen, kritischen Blick. Dann ging sie zur Tür. Durch den Spion sah sie einen jungen Mann in ihrem Alter in einem eigenartig unmodern geschnittenen Trenchcoat, eher einem Sommermantel, und mit einer Strickmütze. Er sah aus wie einer der vielen Einwanderer aus dem Süden, die in Berlin leben. Der Mann hantierte mit einer Art Ausweis herum. Den hielt er aufs Geratewohl vor die kleine Linse in der Tür. Im Fischauge waren Schrift und Foto extrem verzerrt und nicht genau zu erkennen.

Kimh zog ihren billigen Steppmantel von Tchibo über. Sie öffnete die Tür nur, weil sie selbst als Studentin für die Malteser Klinken geputzt und Spenden für neue Rettungsfahrzeuge und Ausrüstung gesammelt hatte. Sie hatte das Gefühl gehasst, vor einer Tür zu stehen, im Blick einer anonymen Person, um dann einfach abgewimmelt zu werden. Kimh kannte den Mann im Hausflur nicht.

„Bitte?“

„Guten Abend. Sind Sie Frau Bartholdy?“ Sein Deutsch war holperig. Er kam aus der spanischsprachigen Welt, nach dem gelispelten ‚s‘ zu schließen. Aber es hörte sich nicht an, als hätte der Mann sein Deutsch auf der Straße gelernt. Eher in einem Goethe-Institut irgendwo auf der Welt.

„Ja.“

„Kann ich hereinkommene, ich muss schnell einemale dem Warm- und Kaltwasser ablese?“

Er grinste und sah diskret an der jungen Frau hinunter. Unter dem Mantel kamen schlanke, nackte Beine und Füße zum Vorschein. Sie roch nach einem herben Eau de Toilette, frischem Nagellack und war sorgfältig frisiert und geschminkt. Seltsame Erscheinung in einem Haus, wo Adidas-Latschen, verbeulte Trainingshosen und fleckige Sweatshirts so eine Art Uniform waren.

„Jetzt?“ Es war halb sechs.

„Abends sinde die meiste' im Hause.“

Kimh hatte keine Lust, einen fremden Mann in ihre winzige Küche zu lassen, wo die Zähler über der Spüle an der Wand montiert waren.

„Ist jetzt schlecht. Kommen Sie bitte morgen mit dem Hausmeister wieder.“ sagte sie in freundlichem Ton.

Der Typ schien zuerst enttäuscht, grinste dann. Ihr war egal, was er sich zusammenreimte. Sie wünschte einen guten Abend und schloss die Tür.

Auf dem kurzen Weg zurück zu ihrem Sessel hielt sie an, überlegte. Kimh ging zurück zur Tür und blickte noch einmal durch den Spion. Der Mann war verschwunden. Sie öffnete. Der Hausflur mit seinen fünf identischen Wohnungstüren war leer. Der Aufzug schlurfte nach unten. Komisch! Ob der Typ vorher bei den Nachbarn geklingelt hatte und erst am Schluss zu ihr gekommen war? Aber ihr kleines Apartment war das Mittlere. Ist das logisch? Warum las nicht wie immer der Hausmeister die Zähler ab? Kimh spielte den kleinen Vorfall innerlich herunter, sie hatte heute Abend besseres vor, als die Frage zu klären, wer zum Ablesen kam. Vielleicht war der Mann neu und musste die Leute im Haus erst kennen lernen. Kimh fiel allerdings auf, dass er ihr den Ausweis nicht gezeigt hatte, den er vor die Linse des Spions gehalten hatte. Egal. Die Tür war zu. Der Typ war weg.

Kimh zog ihren Mantel wieder aus und startete mit voller Konzentration erneut ihren Dokumentarfilm mit Einstellungen in schwarz-weiß. Sie zeigten eine hoch

aufragende, verfallende Staumauer in einem bizarr engen Gebirgstal. Kimhs kommentierende Stimme war aus dem Off zu hören:

„Ziel des Projekts für diese gigantische Staumauer im Vajont-Tal in den Dolomiten, war die Bereitstellung großer Wasserreserven, um genügend Strom für die Region Venedig zu erzeugen.“

Es folgten kurz Fotos und zeitgenössisches Archiv-Filmmaterial, Footage von den Bauarbeiten, von braun gebrannten Männern ohne Helm und mit nackten Oberkörpern, hoch oben auf hölzernen Gerüsten. Atemberaubend. Dann wieder Kimh:

„Der Bau der damals höchsten Doppelbogenstaumauer der Welt beginnt 1957. Am 2. Februar 1960 wird die erste Teilfüllung des Sees bis auf 600 Meter über dem Meeresspiegel durchgeführt. Am 4. November 1960 stürzen 700.000 Kubikmeter Gestein in den noch leeren Stauraum. Trotzdem wird weiter gebaut. Schlampige Expertisen ermutigten dazu. Knapp drei Jahre später: Am 9. Oktober 1963 um 22:39 Uhr löst sich ein 3 km langer Berghang, stürzt in den inzwischen gefüllten See und füllt ihn fast zur Gänze.“

Plötzlich erschien auf dem Bildschirm die digitale Animation eines gewaltigen Bergrutsches in den Stausee, der daraus hochgepressten Wassermassen und einer gigantischen Woge, die über die Staumauer brandete und durch die angrenzenden Täler jagte, alles niederriss und unter Schutt und Geröll begrub, Häuser, Autos, Straßen, Grenzmauern, wirklich alles, sogar ganze Kirchen.

Kimhs Stimme erläuterte: „Ein riesiger Tsunami aus 25 Millionen Kubikmetern Wasser donnert über die Mauer und stürzt talauswärts direkt auf Longarone zu. Das Städtchen und einige umliegende Ortschaften werden vollständig zerstört. Fast 2000 Menschen finden den Tod. Die Mauer selbst bleibt unbeschadet, wie ein zynischer Triumph der Ingenieurskunst.“

Nun erschien auf dem Bildschirm, bunt und in HD, eine aktuelle Aufnahme der verrotteten Staumauer.

„Seitdem ist der See leer. Auf dem abgerutschten Berghang steht eine Kapelle. Die, für den Tod von 2000 Menschen, Verantwortlichen sind nur mangelhaft, wenn überhaupt zur Rechenschaft gezogen worden.“

Das war die Zustandsbeschreibung, die Bilanz. Kimh fand alles okay, sie brauchte daran nichts zu ändern. Sie fuhr den Schnitt vor bis zur neuralgischen Stelle des Films.

Ein Zeitzeuge, Ingenieur Lombardi, ein älterer Italiener mit noch auffällig dunklen Haaren, saturiert, in gutem Anzug, stand an einer Stelle mit eindrucksvollem Blick auf die gigantische, zwecklos-starre Ruine der Staumauer. Er war zuvor, in einer Bauchbinde, als ehemaliges technisches Vorstandsmitglied der *Energieallianz Oberitalien* vorgestellt worden. Lombardi sprach in harschem Tonfall. Es klang, als habe er denselben Satz schon sehr oft formuliert. „Ich bin in dem Prozess von 1968 freigesprochen worden. Und zwar ohne Wenn und Aber.“

Umschnitt auf Kimh, die dem Zeitzeugen ein paar Fotokopien von Dokumenten reichte.

„Das hier ist doch Ihre Unterschrift?“ hörte man sie sagen.

Der Mann blätterte in den Papieren, orientierte sich, warf einen genaueren Blick auf die letzte Seite, erkannte die Brisanz des Papiers. Die Kamera zoomte ganz langsam auf sein Gesicht. Sein Mund wurde trocken, er räusperte sich. Die Aufnahme lief ungeschnitten weiter.

„Was soll das? Wo haben Sie das überhaupt her?“ Lombardi starrte auf das Papier.

„Sie waren der verantwortliche technische Leiter. Sie hätten das Tal rechtzeitig evakuieren lassen müssen. Aber dann wäre das größte technische Meisterwerk Italiens der internationalen Kritik und der Lächerlichkeit preisgegeben gewesen. Aber Sie hätten 2000 Menschen retten können. 2000! Wie viel Leid hätten Sie den Angehörigen erspart, wenn Sie ein bisschen Zivilcourage aufgebracht hätten!“

Lombardi rang nun um Fassung. „Aber es hat doch niemand wirklich damit gerechnet, dass es einen derartigen Bergrutsch gibt, ... so gewaltig ... und so viele Tote“, stammelte er. „Ich war damals noch sehr jung, müssen Sie wissen. Natürlich habe ich die Verantwortung gekannt. Und meinen Sie, mich hat das Ganze jemals losgelassen? Meine Nächte ... ich ... mein Leben ...“

Der Mann weinte. Die Kamera hielt unerbittlich drauf.

Das war das Ende des zweiten Dokumentarfilms, den Kimh Bartholdy gedreht hatte. Kein Kommentar mehr, keine Bilder von den Friedhöfen im Tal, keine Aufnahmen von Opfern oder Hinterbliebenen. Der Zusammenbruch des Schuldigen vor laufender Kamera war der Triumph ihrer Arbeit. Dem war nichts mehr hinzuzufügen, dachte Kimh damals, als sie sich für diesen Schluss entschied. Aber das war nicht richtig.

Ihre erste Dokumentation war ihr Abschlussfilm an der Filmhochschule DFFB in Berlin, im Filmhaus in der Potsdamer Straße. Kimh mochte ihren ersten Film nicht so sehr, ein Feature über junge Leute, die von den Abfällen der Supermärkte lebten: Joghurts, Würstchen, Käse mit abgelaufenen Haltbarkeitsdaten und viel Brot, Gemüse und Obst. Eine Studentin sammelte weggeworfene Orchideen und pflegte sie, bis sie wieder Blüten trieben, um sie dann zu verschenken. Das war ein rührendes Sujet, aber es war kein Kampf um die Wahrheit. Der Skandal lag auf der Hand. Keiner bestritt, dass es unerträglich war, wie viele Lebensmittel in Deutschland im Müll landeten. Sogar der Papst wetterte dagegen. Keiner stellte den Sachverhalt in Abrede, weder Politiker, noch Wissenschaftler, noch die verantwortlichen Manager. Das Thema hatte Uli Meyer in der *Akte* schon auf der Agenda gehabt und *plusminus* sowieso. Es gab keine Probleme an Informationen und Interviews zu kommen. Der Film war schnell geschnitten und pfiffig auf Pointen und Emotionen inszeniert, aber das war Handwerk. Es gab Festivaleinladungen, Preise, Beifall. So what! Kimh hatte andere Ziele.

Im Falle der Staumauer im Vajont-Tal und des Ingenieurs Lombardi hatte Kimh monatelang recherchiert und geforscht, heimlich und seltener offen mit Zeugen geredet, war unzähligen Fehlspurens gefolgt. Sie hätte ihr letztes Hemd für den Film gegeben – und so war es fast gekommen. Aber das war Kimh egal.

Und eines Tages fand sie im Zeitungsarchiv des *Corriere de la Sera* in Mailand das entscheidende Papier um den Hauptverantwortlichen stellen zu können. Ein längst verstorbener Redakteur des Blattes hatte den Fall recherchiert, aber sich nicht getraut, die Sache publik zu machen. Oder man hatte ihm nahegelegt es zu unterlassen, obwohl die Beweise auf seinem Schreibtisch lagen.

Lombardi lebte in guten, aber nicht feudalen Verhältnissen. Er war ein geachteter Mann in seinem Dorf im Speckgürtel von Turin. Kimh hatte nichts gegen den Mann, jedenfalls hatte sie keine persönliche Rechnung mit ihm zu begleichen. Sie war der Überzeugung, dass Verbrechen dieser Dimension nicht verjähren dürfen und dass auch Biedermänner, die sich nach ihren Taten tadellos verhielten, keinen Anspruch auf Schonung hatten.

Wenn sie einen SS-Mann ausgehoben hätte, dem man substantiiert die Beteiligung an Kriegsverbrechen oder an der Shoah vorwerfen konnte, wäre niemand wäre auf die Idee gekommen, ihr Vorwürfe zu machen. Auch nicht, wenn sie ihm vor laufender Kamera die Maske des Biedermanns vom Gesicht gerissen hätte. Dem Ingenieur Lombardi die Maske des verdienten und verantwortlichen Unternehmenschefs vom Gesicht zu reißen, war offenbar etwas anderes.

Sie verzichtete auf den provisorischen Abspann ihres Films und schaltete seufzend ab. Sie ging ins Bad, schob die Kontaktlinsen unter die Augenlider, setzte sich auf den Rand der Wanne, um die Fingernägel fertig zu lackieren, zog noch einmal den Lidstrich nach, probierte und wechselte Strumpfhosen, bis sie sich in letzter Sekunde für ein blickdichtes Exemplar entschied. Nachdem sie vorsichtig in ihr Abendkleid geschlüpft war, besserte sie noch einmal die Frisur nach. Dann nahm sie den Spiegel von der Wand, hielt ihn schräg und musterte sich. Sie war nicht glücklich damit, dass sie ein Secondhand-Abendkleid für 80 Euro trug, egal, es saß einigermaßen, weil ihre libanesischen Schneiderin ein paar Abnäher enger gemacht hatte. Und die Farbe stand ihr, passte zu ihren dunklen Haaren. Wenigstens die Nägel waren perfekt, sie hatten den richtigen Rotton und harmonierten mit Kleid und Lippenstift.

Es war 18:45 Uhr als Kimh die 24-stöckige Platte Fischerinsel 10 in Berlin-Mitte verließ und zur U-Bahn Spittelmarkt stöckelte. Dort war so viel Betrieb, dass

Kimh das Risiko eingehen konnte, die paar Haltestellen bis zum Potsdamer Platz schwarz zu fahren. Sie gehörte zu den Berlinern, die sich lieber mal erwischen ließen und ein *erhöhtes Beförderungsentgelt* bezahlten, als ständig Fahrscheine für 2,60 Euro zu lösen, was auch ins Geld ging. Außerdem war sie chronisch knapp bei Kasse. Als in der Mohrenstraße zwei korpulente Frauen in nahezu identischen Parkas und mit großen Umhängetaschen zustiegen, verließ Kimh vorsichtshalber den Zug, um vier Minuten auf die nächste Bahn zu warten.

Der Berlinale-Palast prunkte schon von weitem sichtbar im Schein großformatiger Filmstrahler. Autogrammjäger und Neugierige drängten sich im Schneeregen hinter den Absperrgittern. Das Wetter war wie immer zum Festival: saumäßig, grau, kalt, schmuddelig. Vor dem breiten roten Teppich fuhren gewienerte schwarze BMW-Limousinen vor. Nicht nur elegante VIPs stiegen aus, auch viele Filmschaffende, die kaum einer im Publikum kannte, in ihren demonstrativ schlampigen Klamotten, aber mit gegelten Haaren. Die *Talents* des Eröffnungsfilms trafen sich in einer Suite gegenüber vom Berlinale-Palast im Hyatt zum Warmup und wurden dann vom Fahrservice einfach nur einmal um den Block kutschiert, um sich auf dem Roten Teppich zu inszenieren. Dann traten sie ins Rampenlicht und in den Schneeregen, winkten, strahlten.

Der mächtige Festivalchef Dieter Kosslick empfing jeden Einzelnen mit einer Umarmung als handelte es sich um einen verirrtten Sohn oder eine verlorene Tochter. Die Schauspielerinnen trugen ausgefallene Roben, eine wie die andere viel zu dünn für das Wetter. Wenn sie auftauchten, flackerten von allen Seiten Blitzlichter. Sie posten, lächelten, beantworteten belanglose Fragen, fügten brav hinzu von welchem Label sie ihr Kleid des Abends trugen und waren froh endlich ins Palais zu kommen, wo noch einmal Fotografen in dichten Reihen standen. Der Photocall. Ein nervtötendes Geschrei brandete jedes Mal auf, wenn die Prominenz erschien, weil jeder Fotograf einen Blick in seine Kamera erwischen wollte. Wer nicht so prominent war, schlängelte sich durch die Photoshow, wurde genauso von Dieter Kosslick umarmt und eilte sich, ebenfalls ins Warme zu kommen.

Kimh versuchte, mit halb durchnässten Stöckelschuhen, an den livrierten Männern der Kontrolle am seitlichen Eingang für geladene Gäste vorbei zu schlüpfen. Schade, diesmal klappte es nicht. Kimh wurde drei Mal höflich und nachdrücklich in den Schneeregen zurück geschickt. *No chance*. Wer nicht dazu gehörte, musste als Zaungast draußen im Schneematsch bleiben – wie Kimh Bartholdy an diesem Eröffnungsabend. Autogrammjäger streckten ihre Alben bettelnd den Leinwandgrößen entgegen, andere hofften, ein annehmbares Digitalfoto als Beute mit nach Hause zu bringen.

Dabei hätte Kimh in einer der schwarzen Limousinen sitzen können. Ihr Longarone-Film hatte echte Chancen gehabt, mindestens in einer der Nebenreihen des Festivals zu laufen. Beispielsweise im *Panorama*, wo Madonna ihre erste Regie „*Filth and Wisdom*“ vorgestellt hatte. Es gibt schlechtere Auftritte für Filmemacher. Aber Kimhs Film war schon vor dem Festival aus der Öffentlichkeit verbannt worden. Ihr Verleiher hatte ihn einfach zurückgezogen. Die Wahrheit trifft eben nicht immer auf die erforderliche Zustimmung. Und wer sich darum kümmert, dass die Wahrheit ans Licht kommt, zieht schon mal die Arschkarte, dachte Kimh bitter, als sie sich unter die Arkaden des Hyatt zurückzog und überlegte, auf welchem Weg sie doch noch ohne Einladung in die Eröffnungsveranstaltung kommen könnte. Vielleicht gab es hinten herum eine Chance?

Kimh trat hinaus in das inzwischen dichter gewordene Schneetreiben und ging, vorsichtig Matschpfützen am Boden ausweichend, um den Block am Marlene-Dietrich-Platz herum. Und tatsächlich standen zwei große Lieferwagen mit dem Logo einer Feinkostfirma rückwärts vor einem sperrangelweit offenen Tor. Zwei Männer in dicken Mänteln, mit Fahnen ihres in der Kälte kondensierten Atems vor dem Mund, schoben Metallwagen mit Cateringtablets auf die hydraulischen Rampen der Fahrzeuge und von dort rasselnd weiter in den Berlinale-Palast. Ein Securitymann vertrat sich die Füße und schaute den Arbeitern zu. Kimh schlug den Kragen hoch, eilte sich hinter dem Mann vorbei zu kommen und rief nur kurz:

„Service, bin spät dran“.

Der Mann nickte. Niemand kümmerte sich um die schlanke, große Frau, die in den langen unterirdischen Flur trat, durch den die Blechwagen mit dem Essen schepperten. Kimh schaffte es, ohne angesprochen zu werden an den hektisch arbeitenden Serviceleuten in der provisorischen Küche vorbei, durch den Zugang zum Parkett links, in die offene Halle des Festivalpalastes. Treppen schwangen sich durch den freien Raum und führten zu terrassenartigen Balkonen, von wo man in das große Kino kam. Überall standen die rund 1.500 Eröffnungsgäste, Gläser in den Händen, und begrüßten sich. Bussi hier, Bussi da. Man kannte sich. Ganz Berlin natürlich, ganz München und dann noch der Rest der Welt. Kimh nahm ein Glas Wasser von einem Tablett, nachdem sie Mantel und Schal abgegeben und ihre Frisur auf der Toilette gerichtet hatte. Sie hätte gerne etwas gegessen. Aber das Büffet wurde erst nach der Zeremonie und der Vorstellung des Eröffnungsfilms freigegeben.

Kimh kannte einige der Leute vom Sehen. Die Kontakte waren belanglos wie Freundschaften bei Facebook. Man nickte sich zu, wechselte ein paar Worte, stöhnte über das miserable Wetter. Kimh wusste nicht, ob sie es sich nur einbildete, aber ein paar Bekannte übersahen sie oder schauten sogar demonstrativ weg. Dass ihr Verleiher, ein drahtiger winziger Mann mit ultramarinblauem Seidenschal, sie schnitt, war selbstverständlich, aber was hatte sie ihm und den anderen getan?

Es gibt Leute, die behaupten, die Filmbranche hätte keine Moral, sie bestünde nur aus Geldgier und Eitelkeit. Kimh dagegen bekam zu spüren, dass man Anstand und Moral im Filmbizz auch schon mal wie eine Monstranz vor sich her tragen konnte. Anscheinend war sie mit ihrem Longarone-Projekt Objekt einer Art moralischen Exorzismus geworden. Man war sich offenbar einig, dass die junge Filmmemacherin Kimh Bartholdy in Acht und Bann gehörte.

Nur Alexander Sobeck umarmte sie wie eine alte Freundin. Sie hatten zusammen an der DFFB studiert. Er Kamera, sie Regie. Er hatte mit seiner zweiten Arbeit für ein *Debüt im Dritten* den *Deutschen Kamerapreis* bekommen. Alex gehörte jetzt dazu und hatte so viel zu tun, dass er sich seine Projekte aussuchen konnte.

Er sagte: „Geil, dass Dieter dir trotz all dem Stress mit deinem Film ´ne Einladung geschickt hat.“ *Dieter* war der Festival-Chef Kosslick.

„Ja. ... cool.“ Kimh konnte ja schlecht zugeben, dass sie hinten durch die Küche gekommen war.

Das Gespräch stockte. Alexander blickte auf seine Schuhspitzen und sagte: „Du drückst mir die Daumen für unseren Film, okay?“

„Okay ... ja. Unbedingt!“ Kimh kreuzte die Finger, wie es die Amerikaner machen.

„Ja dann ... wir sehen uns ... du und wegen deinem Barschel drück’ ich dir die Daumen“.

Kimh schlenderte ein paar Minuten alleine an den vielen Gästegruppen vorbei. Wieder schien es ihr, als schauten ein paar Leute weg, die sie kannte. Kimh konnte sich denken warum. Einmal hörte sie sogar, wie ein bulliger Regisseur mit NY-Basecap grinsend den Namen Barschel aussprach, als sie hinter ihm vorbei ging.

Als sie Wally Grafenberg, eine Produzentin in gesetzten Jahren, sah, hoffte Kimh, dass sie endlich jemanden gefunden hatte, der sich mit ihr unterhalten würde, so dass sie mit ihr an der Kontrolle vorbei wie zufällig ins Kino schlendern könnte, wo immer ein paar Plätze frei blieben, wenn man nur lang genug wartete, bis alle saßen. Kimh hatte bei Wally nach dem Studium ein Praktikum gemacht. Umsonst, aber viel gelernt. Sie war mit Wally und ihrem kleinen Team gut klar gekommen.

„Hi Wally, geht’s gut?“ Kimh hatte ihr strahlendstes Lächeln aufgesetzt, als sie Wally ansprach, die gerade ihr Sektglas von einem Kellner bis zum Rand nachfüllen ließ. Doch statt einer Begrüßung sagte Wally:

„Dass du dich hierher traust! Charakter zeigt das nicht.“ Wally drehte sich so abrupt um, dass der Prosecco in ihrem Glas fast überschwappte und wandte Kimh den Rücken zu. Demonstrativ. Unmissverständlich.

Wirklich gefasst war Kimh nicht darauf, ausgerechnet von Wally Grafenberg derartig gedissst zu werden. Jetzt nahm Kimh auch ein Glas Prosecco. Und sie zog sich an die Brüstung der mittleren Terrasse zurück, von wo aus man die Vorfahrt beobachten konnte. Die Premierengäste in Smokings und Abendkleidern strömten an ihr vorbei. Keiner ihrer wenigen Bekannten grüßte sie. Sie war nicht nur Luft. Sie war anscheinend Gift.

Unten auf dem Roten Teppich war plötzlich der Teufel los. George Clooney war mit einer Frau aus einer Limousine gestiegen, hatte sich umgedreht und winkte ins Publikum. Mädchen und Frauen kreischten, Salven von Blitzlichtern wurden abgeschossen. Clooney lächelte mit der Routine und Professionalität eines großen Stars, schrieb im Vorbeigehen Autogramme und betrat das Festspielhaus im Licht der Scheinwerfer aller TV-Sender, die bei der Berlinale akkreditiert waren. Er drehte sich noch einmal um und winkte mit einer präsidialen Geste zurück zu Publikum und Medienvertretern. Dieter Kosslick an seiner Seite strahlte. Und jeder, der ihn kannte, konnte im Geist sein schwäbisches Englisch hören, mit dem er den Gast willkommen hieß.

Das ganze Festivaltheater kotzte Kimh plötzlich unglaublich an. Sie stellte das halb volle Glas auf einen Tresen, holte ihren Mantel und ging hinüber ins Hyatt. Die holzgetäfelte, hohe Lobby war fast leer. Der Kamin brannte. Im Sushi-Restaurant saßen ein paar Leute. Nebenan brummte das Festival, hier herrschte Ruhe vor dem Sturm. Ein paar Snobs schwänzten demonstrativ die Eröffnung und spielten mit ihren Badges, tranken Cocktails und unterhielten sich. Reiche Touristen, die aussahen wie Russen, plauderten mit ihren gepflegten Frauen. Kimh ließ sich in einen der Ledersessel fallen und beschloss, sich einen *Frozen Daiquiri* zu leisten. Den Drink hatte sie kennen und schätzen gelernt, als sie mit ihrem Exfreund Manuel in Kuba war. Bessere Zeiten, damals.

Während die Kellnerin den Drink besorgte, grübelte sie wie schon hundert Mal zuvor über den Tod des Ingenieurs Lombardi. Er hatte in einem, länger als ein Jahr dauernden Rechtsstreit versucht, Kimhs Film zu verhindern. Drei Wochen nachdem er in der letzten Instanz gescheitert war, hatte er sich nahe der Kapelle am Staudamm mit seiner Jagdflinte in den Mund geschossen. Kimh

hatte damit nicht gerechnet, obwohl Lombardi gedroht hatte, sich umzubringen. Aber das hatte er so pathetisch und wortreich vor aller Öffentlichkeit angedroht, dass es nicht nur ihr unglaublich erschien. Sie war erschrocken und tief betroffen, als ausgerechnet ein Reporter der *BZ* sie nachts mit der Todesnachricht aus dem Bett geklingelt hatte. Sie war Fragen ausgeliefert gewesen, die sie bis heute nicht beantworten konnte. Und natürlich war sie so unerfahren und hatte sich auf das Gespräch eingelassen und falsche Antworten gegeben. Nein, keine falschen, aber missverständliche.

Nimmt man bei der Suche nach vertuschten Ursachen für den ungesühnten Tod von über 2000 Menschen in Kauf, dass sich der Schuldige tötet? Es ging ihr um Fakten, um Schuld, es ging ihr wirklich um nichts als die Wahrheit und nicht um Sühne. Darüber mussten andere entscheiden. Lombardi hätte sich doch mit seiner Verantwortung auseinandersetzen müssen, statt sich feige zu entziehen. Er hätte vor den Gerichten und in den Medien alles vorbringen können, was zum Verständnis seines offensichtlichen Versagens hätte beitragen können. Kimh war doch nicht die Richterin, dazu berufen das endgültige Urteil über Lombardi zu sprechen. Niemals hätte sie sich das angemaßt. Gerade deswegen hatte sie seine entscheidende Erklärung im Film unkommentiert gelassen. Sie hatte nicht mehr und nicht weniger getan, als Fakten zusammenzutragen. Der Täter hatte sich vor der Kamera selbst überführt.

Aber nun stand sie am Pranger und nicht der Mann, der fast 2000 Menschen auf dem Gewissen hatte!

Bei dem nächtlichen Anruf des Reporters von der *BZ* war ihr zu allem Überfluss noch herausgerutscht, was sie als nächstes plante:

„Einen anderen Skandal durchleuchten.“

„Zum Beispiel?“

„So was wie die Affäre Barschel.“

„Aha ... Barschel!“

Die Affäre Barschel! Ausgerechnet! Ein Fall, an dem sich Untersuchungsausschüsse, Staatsanwälte, die Polizei und die Medien die Zähne ausgebissen hatten. Damit hatte man nach dem Artikel in der *BZ* in der Öffentlichkeit versucht, sie zu allem Überfluss der Lächerlichkeit preiszugeben, und sie als durchgeknallt größenwahnsinnige Filmemacherin an den Pranger gestellt, die sich einbildet zu schaffen, woran alle anderen gescheitert sind.

Und weil sich Kimh auch nach Lombardis Suizid weigerte, die Schlusszene aus ihrem Film herauszuschneiden, war der Verleih abgesprungen. Der kleine Idiot, mit dem ultramarinblauen Seidenschal als eitles Kennzeichen, hatte den Vertrag fristlos gekündigt und den Film überall herausgenommen. Die Furcht vor einem Imageschaden war größer als die Hoffnung auf Zuschauer, die sich den Film einmal in voller Länge hätten ansehen wollen, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Warum hätte sie die Reaktion des Täters ausblenden sollen? Sprach sein Zusammenbruch vor der Kamera nicht eher für als gegen ihn? Es war das einzige Mal, dass dieser Mann offen Gefühle zeigte, wenn auch nur Emotionen für sich und sein Schicksal und nicht für die Opfer und ihre Familien. All das ging in der Debatte unter. Kein Außenstehender hatte jemals den ganzen Film gesehen, immer nur Ausschnitte. Die konnte man inzwischen auf YouTube sehen. Mit einer Legion Klicks.

Kimh wurde trotzdem als seelenlose, sensationsgierige Jungfilmerin abgestempelt, karrieregeil um jeden Preis, auch um den eines Selbstmordes. Und die Boulevardpresse lieferte tränentiefende Berichte von der Beerdigung Lombardis und über seine Hinterbliebenen.

Kimhs zweiter Dokumentarfilm war so tot wie der Ingenieur Lombardi. Gestorben, bevor er das Licht auch nur eines Kinoprojektors sah. Dennoch schaute sich Kimh gerne ihren Film an und hatte eine Liste mit Details, die sie ändern würde, wenn sie möglicherweise einmal das Geld hätte, selbst die DVD herauszubringen.

„Darf ich?“ Ein eleganter Mann in den Vierzigern setzte sich an ihren Tisch, nachdem Kimh ihn dazu mit einer einladenden Geste aufgefordert hatte. Er sah kultiviert aus, warum sollte er ihr nicht Gesellschaft leisten? Sie kamen ins Gespräch. Er hieß Lehmann und hatte nichts mit Film zu tun. Lehmann kam

schnell auf den Punkt, noch bevor er gefragt hatte, ob Kimh etwas trinken möchte. Er habe gehört, dass man während der Berlinale in bestimmten Hotelbars die attraktivsten Huren Europas träfe.

„Sie schmeicheln mir. Aber, wenn Sie denken, ich sei eine der attraktivsten Huren in Europa-“ sagte Kimh und lächelte den Mann an. „Oder weshalb haben Sie mich angesprochen?“

„Rouge et noir. Sie sind sehr attraktiv, meine Liebe.“ Er lächelte. „Wie viel?“

„Wie viel bieten Sie denn für eine Nacht?“

„Mit oder ohne?“

„Wenn, dann wie die Natur es will.“

Lehmann taxierte die junge Frau im roten Abendkleid und den knallroten Nägeln und beschrieb sie für sich: „Gute Figur, Körbchengröße ... sagen wir C. Leichter asiatischer Einschlag, dunkle Haare, Augenfarbe blau, schmale, gerade Nase, schöner Mund, Grübchen, ein bisschen zu blass vielleicht ...“

Kimh wartete nun auf die finanzielle Taxe.

„Fünfhundert?“ Das war Lehmanns Angebot.

„Doch so viel ...“ Kimh zog die Augenbrauen hoch. „Wenn Sie 2.000 drauflegen kommen wir der Sache näher.“

Er lachte. „Dann halt tausend, aber mit Leidenschaft. Und mit Spermaaufnahme. Ich bin der Thorsten.“ Er hielt den Deal für abgemacht. „Was trinkst du?“

Die Bedienung brachte Kimhs *Frozen Daiquiri*. Sie nahm genießerisch einen kleinen Schluck und taxierte den Mann gegenüber genauso wie er sie: „Die Figur ist ja nicht mehr so das Wahre, aber ein markantes Gesicht, volle blonde Haare, guter Anzug, ohne Krawatte, elegante Schuhe, nur die Farbe passt nicht.“ Er trug braune Schuhe zum dunklen Anzug. „Und die Brille ist ein wenig bieder. Wie groß bist du?“

„Einsachzig“. Lehmann lachte und zupfte sich verlegen am Ohr. „Und, wo gehen wir hin?“ fragte er.

Sie lächelte in sich hinein und ließ ihn schmoren. Dazu schlug sie ihre Beine übereinander und ließ einen ihrer Schuhe an der Fußspitze pendeln. Lehmann versuchte sie mit freundlichen Floskeln zu unterhalten, bis der zweite *Frozen Daiquiri* kam, den er für sie bestellt hatte, nachdem sie sich über den Preis für eine gemeinsame Nacht im Ritz-Carlton um die Ecke geeinigt hatten. 1.500 Euro waren für Kimh sehr viel Geld. Sie konnte ihm ansehen, dass er sich schon ausmalte, wie er sie langsam ausziehen würde. Er war bestimmt kein schlechter Liebhaber. Seine Hände waren schmal und gepflegt. Für Kimh waren die Hände der Männer wichtig. Wichtiger als eine gute Figur.

Als der Drink kam, prosteten sie sich zu. Doch statt den ersten Schluck zu nehmen, setzte Kimh ihr Glas ab und tat erschrocken. „Mein Gott, ... George.“

Lehmann fragte irritiert. „George?“

„George Clooney“, Kimh strahlte Herrn Lehmann an. „Er ist drüben bei der Eröffnung, und er geht, wenn der Film beginnt. Wir sind dann im *Borchardt*. Kimh sah auf ihre Uhr. „Schon spät, die Limo wartet draußen. Tschüss und Waidmanns Heil.“

Kimh drehte sich noch einmal am Ausgang um und sah, wie Lehmann ihr wütend nachstarrte. Ihr ‚Waidmannsheil‘ war ernst gemeint. Er würde für einen Tausender oder zwei in der Eröffnungsnacht der Filmfestspiele leicht eine Gespielin finden und die zwei Daiquiris für Kimh von der Steuer absetzen. Und falls er sie verärgert im *Borchardt* suchen würde, er hätte genauso wenig wie Kimh die geringste Chance an diesem Abend, auch nur die Spitze seines Fußes in das Lokal zu setzen, denn dort war seit Wochen alles reserviert.

Kaum war Kimh draußen im Schneetreiben, vibrierte ihr Handy. Unterdrückte Nummer. Sie ging trotzdem dran. Es meldete sich ein Mann mit dem Namen Rillinger. Er begann sofort zu handeln. Er wollte 35.000 Euro, Kimh bot 20.000, aber sie fügte sofort hinzu, dass sie im Moment schlecht reden könne. Rillinger beharrte auf einem „vernünftigen Angebot“, sonst werde er „anderweitig

verkaufen“. Es gelang Kimh das Gespräch auf den nächsten Morgen zu vertagen. 10 Uhr.

Karsten Rillinger klappte sein Handy zu und ging vom, mit klebrigem Schnee verwehten, Parkplatz zurück ins Warme. Es war unerträglich laut in dem Lagerschuppen am Rand von Erkner, einer kleinen Stadt in Brandenburg östlich von Berlin. Rock von Bands wie *Frei Wild* oder *Bully Boys* und natürlich die guten alten *Böse Onkelz*-Stücke wurden durch die Lautsprechertürme gejagt. In den Ohren von Karsten Rillinger dröhnten diese Lieder wie das anhaltende Röhren gepeinigter Tiere. Die Bässe kamen wie Tiefschläge. Er hätte lieber Märsche oder Wanderlieder gehabt. Aber keine Chance auf so einer Party, wo die Mehrzahl der Leute Glatzen hatten, Tattoos mit Nazi-Motiven, manchmal sogar mit Hakenkreuzen und SS-Runen und Sprüchen wie „Hoch auf dem gelben Wagen, sitz’ ich beim Führer vorn.“ Auch gerne mal mit Schreibfehlern. Gerade grölte die Masse *Six Millions more* und *Fire the Oven*. Bierflaschen an den ausgestreckten Armen, Frauen in engen Jeans und Springerstiefeln kreischten mit. Es stank nach Qualm, Bier und Pisse und manchmal nach Gras. Ein völlig zusammengewürfelter Haufen aus Kameradschaften, Wehrsportclubs und losen Nazigruppen wurde über Flyer und das Netz zu Events dieser Art zusammengerufen, NPD- und DVU-Fuzzies seltener. Die meisten von denen galten als Weicheier, die man nicht einlud. Eingeladen wäre auch der falsche Ausdruck, denn da hätte jeder noch die freie Entscheidung, ob er kommen wollte oder nicht.

Wer den Ruf zu einer Party wie in dieser Nacht in Erkner bekam, für den war es Ehrensache hinzufahren. Die Polizei bekam die Veranstaltung, wenn überhaupt, viel zu spät mit. Ganz zu schweigen vom Berliner Staatsschutz. Die Orte wechselten ständig. Mal eine Wohnung in Lichterfelde, mal ein Abrisshaus im Wedding, mal ein ehemaliger DDR-Jugendclub in Marzahn, im Sommer auch oft das Ufer eines der unzähligen Seen in der Umgebung von Berlin und selten an Wochenenden. Die waren für Aufmärsche und Wehrsportübungen reserviert.

Wenn der Morgen graute, sah es dann aus wie auf einem Schlachtfeld. Vom Saufen und Grölen Bewusstlose oder von Schlägereien Verletzte wurden von Kameraden abtransportiert und üblicherweise ohne ärztliche Hilfe versorgt.

Karsten Rillinger kannte das System, war vernetzt, aber sehr vorsichtig. Er vertraute darauf, dass nicht herauskam, dass er sich zu den Kameradschaften und deren Partys hingezogen fühlte. Deswegen wechselte er seine Identität im Netz ständig und fragte seine gmx-Inbox nur aus Internetcafés ab. Es ging niemanden an, was er privat trieb. Er war Angestellter beim TÜV. Sein Boss war ein in seinen Augen verkommener CDUler und hatte etwas gegen die Nationale Rechte. Rillinger konnte sich deswegen nicht leisten, dass herauskam, dass er auf Adolf Hitler stand und Reinhard Heydrich geil fand.

Rillinger stellte sich oft vor, was passiert wäre, wenn der Führer sich nicht ein paar grundfalsche Sachen hätte einreden lassen: Den Russlandfeldzug zum Beispiel. Adolf war bestimmt so klug gewesen zu warten, bis die Amis und der Tommy erkannt hätten, dass man den Bolschewismus nur zusammen mit Groß-Deutschland besiegen konnte. Aber Hinkebein Goebbels, der Fette und die anderen Idioten um den Führer herum hatten ihm die *Operation Barbarossa* eingeblasen.

Und die Sachen mit den Juden! Rillinger hatte eigentlich nichts gegen Juden. Im Gegenteil! Man hätte den Zionismus unterstützen sollen und alle Israeliten einfach nach Palästina schicken. Ihnen dort gegen die Tommys helfen. Rommel hätte Palästina aufgeräumt. Dann würden heute in Jerusalem aus Dankbarkeit Hakenkreuzfahnen wehen. Und Rillinger war überzeugt, dass man mit Juden gute Geschäfte machen konnte. Nur Deutschland muss den Deutschen gehören. Da gehörten keine Juden hin. Und die Juden könnten in Palästina ihren Kibbuzkram veranstalten. Eine Achse Berlin, Rom, Jerusalem. Und Israel hätte deutsch gesprochen.

Keinem der Chaoten auf der Party traute Karsten Rillinger zu, in der heutigen Zeit das Ruder politisch herumzureißen. Keine Disziplin, keine Moral! Sie waren zu dumm, zu versoffen und voller Drogen. Karsten hasste Koks und Gras und Ecstasy. Er trank schon seit Jahren keinen Alkohol. Er hielt sich fit. Eiserne Disziplin, das war sein Ding. Und dennoch kam er auf diese stinkenden Partys

zum Feiern, verkleidete sich sogar um dazuzugehören. Springerstiefel mit weißen Schnürsenkeln, Uniformhosen, eine alte SS-Jacke ohne Runen, dafür mit den Rangabzeichen eines Hauptsturmführers am Kragenspiegel. Rillinger hatte außerdem schon immer einen militärischen Haarschnitt, den er unter der Woche und bei der Arbeit zur Tarnung gelte. Und außerdem waren kurze Haare inzwischen modern. Er stand meist still in einer Ecke und sah zu und wartete, bis er jemanden gefunden hatte. Das konnte dauern. Karsten war wählerisch. Ihm war nicht egal, wer ihn ansprach. Am liebsten mochte er Bernd, weil er ohne Diskussion Präservative benutzte und zärtlich knutschte, bevor er Karsten Rillinger auf dem Klo oder in einer Ecke richtig nahm.

Mit Bernd konnte man auch reden, nicht wirklich über Politik, wie sie sich Karsten vorstellte, aber darüber, wie verkommen der Laden war, der sich so breitmäulig *Das politische Berlin* nannte. Wie verächtlich diese Wichser waren, die diesen Staat unter sich aufteilten und dem Ami und dem Russen in den Arsch krochen. Und wie Rillinger die Kameraden der *Zwickauer Zelle* des *NSU* verehrte, die endlich einmal gehandelt hatten. Aber sie hätten besser eine Bombe in den Reichstag werfen sollen, als man noch unkontrolliert in die Kuppel konnte. Aber irgendwelche Dönertypen abzuknallen, war wenigstens ein Signal. Das ganze Politikpack jaulte auf und überschlug sich in Betroffenheitsritualen. Wenn er an die lächerliche Rumtragerei von Kerzen und die anbietenden Reden im Konzerthaus im Februar 2012 dachte! Deutschland den Deutschen, die Türkei den Türken, war das denn so schwer zu begreifen? Es kann doch jeder nach Antalya fliegen, wenn er Döner fressen will.

Rillinger seufzte in Gedanken, stieß mit Bernd mit seiner Selters-Flasche an und brüllte ihm ins Ohr: „Einfach alle rausschmeißen. Die Arbeitsplätze für unsere deutschen Kameraden. Und gut isses.“

Bernd brüllte lachend zurück: „Ein paar von den Türken sehen gut aus. Erst ficken, dann raus.“

Rillinger grinste und ließ sich von Bernd in den Schritt fassen. Bernd passte auf, dass es niemand mitbekam. Die beiden verzogen sich hinter eine Trennwand, hinter der Sperrmüll gestapelt war und knutschten so zärtlich, wie Karsten es gerne mochte.

Als Rillinger Bernd gegen fünf mit seinem Polo durch den Schneematsch mit in die Stadt nahm, um ihn an der U-Bahn am Frankfurter Tor abzusetzen, machte er eine Bemerkung darüber, dass er in Kürze eine größere Summe erwartete. Bernd streichelte noch einmal Rillingers Schritt, bevor er ausstieg und sagte:

„Cool, dass dann wieder was geht.“

„Aber erst hole ich meine Uhr vom Pfandleiher. Aber mindestens 10.000 werden es schon für die Bewegung“, erklärte Rillinger und fuhr nach Hause, um noch kurz zu schlafen und ausgiebig zu duschen, bevor er zu seiner Arbeit beim TÜV ging.

DANKE

Nun sind Sie am Ende der ersten Episode von Berlin.classified angekommen! Die „Seilverwandtschaften“ haben Ihnen gefallen und Sie möchten unbedingt wissen, wie es mit Kimh Bartholdy, ihrem Vater Adrian, Frank Urbanek, Magda Schunter und ihrem Team weitergeht?

Dann freuen Sie sich auf den 21.12.2013, denn dann steht der zweite Teil von Berlin.classified „Mord, Selbstmord, Mord“ im eBook-Regal für Sie bereit!

Sie haben Anregungen, Kritik oder offene Fragen? Ich freue mich über Ihr Feedback! Teilen Sie Ihre Meinung auch mit anderen und schreiben Sie eine Rezension auf Goodreads. Mein [Autoren-Profil finden Sie hier](#).

Sie möchten informiert werden, wenn es weitergeht? Abonnieren Sie meinen [exklusiven Newsletter](#) und erfahren Sie als Erste/r, wann die Fortsetzung zu Berlin.classified erscheint auf www.breinersdorfer.com.

Die Möglichkeit, sich mit mir und anderen Lesern auszutauschen und Neuigkeiten zu erfahren, haben Sie auch, wenn Sie meine [Facebook-Seite besuchen](#) und mir auf [Twitter folgen](#).

Ich freue mich auf Sie,
Ihr Fred Breinersdorfer